

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 63 (1959-1960)  
**Heft:** 9

**Artikel:** Tag des Indio  
**Autor:** Honegger, Armin  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-668601>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 05.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## T A G D E S I N D I O

### *Brief aus Peru:*

Jedes Jahr feiern die Indios in Peru ihr eigenes, grosses Fest: den Tag des Indio. Dies ist durchaus verständlich, denn mehr als sieben Millionen der rund zehn Millionen zählenden Bevölkerung von Peru sind rein indianischen Blutes, abgesehen von den zahlreichen Mischlingen, vornehmlich im Küstengebiet und in den grössern Städten des Landes.

Die Stadt Cuzco, die eng in der Tradition der Inka verwurzelt ist und wo zahlreiche Kirchen und Häuser auf den historischen Grundmauern errichtet sind, bemüht sich am 24. Juni jeweils um eine besonders grossartige Gestaltung dieses Festes. Das «Inti Raymi» — Fest der Sonnenanbetung — zieht jedes Jahr grosse Menschenmassen aus dem ganzen Lande — ja selbst aus der Hauptstadt Lima — in seinen Bann. Es war uns gelungen, einige Tage vor dem 24. Juni in Cuzco einzutreffen und Zeugen eines Festes zu werden, das in seiner Farbenpracht einmalig auf der Welt ist.

Ein Gewimmel von farbigen Röcken und Ponchos ergiesst sich schon am frühen Vormittag in die Strassen der Stadt. Ab und zu knallt eine Petarde. Die Frauen tragen ihre gebauschten Faltenröcke, deren Fülle durch zahlreiche Unterröcke — bis zu acht Stück — erreicht wird. Ueber die Baumwoll- oder Wollbluse kommt ein handgewobener Schal, allerdings heutzutage immer mehr durch Produkte aus der Stadt verdrängt. Keck thront auf der schwarzen, glänzenden Haarfülle der weisse, steife, hohe Kartonzylinder mit dem breiten Rand oder ein kleines, dunkles Filzhütchen, wie es der Sitte der jeweiligen Gegend entspricht. Darunter hängen die üppigen Haarzöpfe, durchwegs die Haartracht der Indiofrauen, bis tief über den Rücken herunter. Doch auch die Männer stehen in der äussern Aufmachung nicht zurück. Sie tragen meist kurze Hosen, an den Knien mit engem Abschluss, sodann eine schwarze Schärpe

oder ein enggeschlungenes Tuch als Gurt; über dem mehr oder weniger weissen Hemd hängt ein farbenprächtiger Poncho. Auf dem Kopf tragen sie bunte Wollmützen.

Die Plaza ist eine einzige Farbenpracht. Vor der «Compania»-Kirche und der ehemaligen Universität hat sich eine Blechmusik von Zivilisten installiert. Ein grelles Gemisch von Tönen mengt sich unter das Schreien und Rufen der Menge. Die Frauen, welche an den Strassenrändern und Hausmauern sitzen, verkaufen goldgelbe Gerstenchicha, Orangen, Bananen und «Empanadas», Hackfleisch in Teig gebacken.

Die Polizei hat die grösste Mühe, vor der Kirche auf der Treppe genügend Platz für die Offiziellen abzusperren. Drinnen wird die Messe zelebriert. Verschiedene Minister und Generäle sind vor einer halben Stunde vom Arzobispo, vom Erzbischof der Gegend, begrüsst worden. Die Spannung nimmt zu. Nun schlagen die Sigriste auf den beiden Türmen die Klöppel gegen die Innenseiten der Glocken. Der Klang schwingt durch die Luft. Langsam und feierlich schreiten die Gäste mit dem Stadtpräfecten durchs Portal der Kirche und verabschieden sich von der hohen Geistlichkeit.

Im gleichen Moment schnellen alle Köpfe auf der Plaza gegen die Universität herum, wo wilde Fanfarenklänge erklingen und die Schüler aus Sicuani in hellbrauner Uniform und Soldatenkappe stramm im Taktschritt vor der Kathedrale vorbeimarschieren. Sie singen die Hymne von Peru, und anschliessend an eine Zweiminutenansprache des Ministers folgt die Hymne von Cuzco. Dann folgt die eigentliche Parade der Schüler, aus Sicuani sind es sechshundert und etwas mehr noch aus Cuzco. Die Mädchen von der englischen Schule, in faltenreichen, blauen Schlepptüchlein, bewegen sich wie Prinzessinnen, und dort kommt sogar eine Kompanie von Schülern auf blitzsauberen Fahrrädern vorbeigefahren.

Hinter den «colegios» folgen die «conjuntos», die Gruppen der Indios aus den verschiedenen Distrikten Cuzcos, aus Paucartambo, Colquepata, Huailabamba, Ollantaitambo usw. Einige tragen ihre Folklorekostüme, währenddem andere so aufgetakelt sind, dass es uns ungemein an die Basler Fastnacht gemahnt. Am besten wirken die echten, braunen Indios aus den hochgelegenen Kordillendörfern. Sie hüpfen und springen, führen ihre Reigen vor, die eine gewaltige Anstrengung in dieser dünnen Luft bedeuten. Man spürt, dass diese



*Das Essen ist neben dem Tanzen das Hauptvergnügen bei einer Fiesta. Erstaunlich, was für «Kostbarkeiten» aus den vielen Bündeln herausgeklaubt werden. Gefüllte Flaschen fehlen natürlich nie. Schuhe sind ein Luxusartikel und werden bei jeder Gelegenheit ausgezogen.*

*Photo M. von Szepesy*

Leute mit dem Leben in der Stadt, ja mit dem 20. Jahrhundert überhaupt, herzlich wenig gemein haben. Ihre Tänze und Bewegungen, ihre Musikinstrumente und Lieder, alles echt und unverfälscht, muten hier inmitten der Menge fast gekünstelt und jahrmaktbudenhaft an. Einen grossen Zug stellen die Leute aus Paucartambo. Die Männer, in schwarzen, kurzen Hosen und roten, handgewobenen Ponchos, tragen flache, breitrandige Hüte auf dem Kopf, ohne Ausbuchtung nach oben, mit einem Band ums Kinn festgemacht. Ihre grossen Meeresmuscheln erzeugen beim Blasen ein schauerlich dumpfes Geräusch. Eine Gruppe von Frauen aus Juliaca, einer Stadt nahe dem Titicacasee, führt in farbenreicher, gediegener Tracht die «Huyana», einen peruanischen Volkstanz, vor. Beinahe vergisst man, dass diese schlanken, schwarzbezopften Mädchen indianischer Abkunft sind, denn die diskreten Farben und guten Stoffe, die feingestickten Mantillas sehen unsern eigenen Landestrachten ähnlich. Nach dem Vorbeimarsch vor der Kirche verlieren sich die Mitwirkenden in den Hauptstrassen der Stadt. Das Publikum verteilt sich, die Vorsichtigen begeben sich jetzt schon zu den Ruinen von Sacsahuaman hinauf, andere gönnen sich noch Zeit für ein stärkendes Mittagessen.

Auch wir lassen gegen ein Uhr mittags die Stadt unter uns liegen und steigen die steilen Wege zum hoch über der Stadt gelegenen Festplatz empor, auf dem die Ruinen der einstigen Stadtbefestigung stehen. Ein schönes, buntes Bild bieten die Tausende von Menschen auf den Wällen und Hügeln, als wir oben ankommen. Die Ruinen scheinen heute zu blühen. Rote, blaue, graue und gelbe Flecken kriechen überall, wo ein Hinkommen noch ungefährlich ist. Auf dem ungefähr zehn Hektaren weiten Platz sorgen ein Polizeiaufgebot und die «Guardia civil» für Ordnung im Verkehr. Ein riesiger Wagenpark hat sich auf der Nordseite zusammengeschoben, und ständig rollen neue Autos und Lastwagen heran, vollgestopft mit schaulustigen Menschen.

Um halb vier erhebt sich aus dem unablässigen Raunen des Volkes ein Rufen, ein Anschwellen der Stimmen. Trompetenklänge erschallen. Aus dem kleinen Aufbau in der Mitte des Platzes klingt Schallplattenmusik. Fast orientalisch mutet die Weise an, durch vier Lautsprecher in die verschiedenen Himmelsrichtungen verstärkt. Ein stattlicher Zug von Soldaten marschiert auf, bewaffnet mit

bunten Schildern und Speeren, und verteilt sich zu beiden Seiten der Kultstätte.

Jetzt folgt der Höhepunkt des Tages. Auf der andern Seite des Platzes erscheinen die hoheitsvollen Gestalten von Tempeldienerinnen. Eine Sänfte folgt, von sehnigen Männern getragen, von Baldachinen beschattet. Daneben tragen zwei Diener stangenähnliche Gebilde mit bunten Federn verziert, was den Eindruck des Prunkvollen noch mehr erhöht.

Nun verlässt der Inka seine Sänfte und beginnt seine Ode an die Sonne zu singen. Er ist ein Künstler vom städtischen Theater. Das Mikrophon hält er sorgsam verborgen mit dem Szepter in der gleichen Hand. Der Inhalt des in der alten Kitschua-Sprache gesungenen Liedes ist eine Verherrlichung der Sonne, eine Bitte um Gnade für das Volk, um eine gute Ernte und der Dank für die gespendete Wärme. Inzwischen haben vier Soldaten aus einer Lamaherde ein Tier hergebracht, das ungestüm um sich schlägt. Es wird überwältigt und auf den Altar gelegt, wo sein Herz geopfert werden soll. Eine Flasche mit roter Flüssigkeit markiert das Blut. Das Lama hält jetzt auch schön still, bis die harmlose Prozedur vorüber ist. Das blutende Herz wird dem Inka überreicht. Dieser bittet den Sonnengott, das Opfer anzunehmen und zu weihen und gibt es dem Priester zurück. Aus der Hand der Tempeljungfrau, der Hüterin des Feuers, fasst der Inkakönig nun ein Fleischstück und schluckt es. An jeden Bewaffneten wird ebenfalls ein kleines Stück Fleisch als Symbol neuer Kraft gereicht, und zur Beendigung der Opferhandlung rufen König und Priester nochmals «Inti» an, den Sonnengott. Der Hauptakt des Festes ist vorbei. Die Zusammenstellung der Farben war herrlich, das Spiel etwas laienhaft. Doch die Kostüme entsprachen den ausgegrabenen und vorgefundenen Stoffstücken und Darstellungen.

Um fünf Uhr ist das Fest vorüber, nachdem noch einige folkloristische Darbietungen gefolgt waren. Die Leute strömen wie Wasserfälle zur Stadt hinunter, versteigen sich in den steilen Hängen unterhalb der Ruinen und haben Mühe, wieder auf die sichere Strasse zu kommen. Am Abend blitzen von der Plaza Raketen und Kreiselsonnen durch die Luft. Eine Veranstaltung mit grossen Vorzeichen und wochenlangen Vorbereitungen hat ihr Ende gefunden.

Der Hochlandindio geht wieder zurück in seinen stillen Alltag. Morgen schlägt er den Dresch-

flegel wieder auf das Getreide, und seine Frau sitzt auf dem Dorfplatz und hält die Früchte des Feldes feil. Unsere Reise aber führt uns weg von Cuzco, bringt uns anderen Kulturen, neuen, ferneren Ländern nahe, die von Europa aus besehen wild und romantisch anmuten, von Revolutionen und Urwaldgefahren besessen sind. Wir aber finden hier die landschaftlichen Schönheiten, die Herzlichkeit und Sorglosigkeit der lateinischen Völker, ihren Reichtum und ihre Armut, die an die Hilflosigkeit der Jugend auf der Schwelle ins erwachsene Leben erinnern.

*Ursula Häussler*

## T A G E B U C H B L Ä T T E R

Es war die verabredete Nacht.

Die Mutter schlief, und die alte Bäuerin wachte bei ihr.

«Auf Wiedersehen, Mutter Witt», flüsterte ich.

«Auf Wiedersehen, mein Kind! Gott schütze dich!»

Die Perlen des Rosenkranzes schimmerten in dem sanften Licht der Kerze. Leise zog ich die Türe hinter mir zu, schlug die Kapuze des braunen Tuchmantels über den Kopf und ging durch den Garten auf die Strasse zu.

Die Wolken hingen tief, und ein warmer Wind strich über die Wiesen. Fliederduft wehte aus den Hecken. Es war so schön, durch die stille Nacht zu gehen! Aber das Herz lag mir wie ein Stein in der Brust. Ich dachte an die Mutter, die sich zutode grämt wegen meines Bruders, der im Kriege gegen die Franzosen gefallen ist. Ich dachte daran, dass ich zum Bauermädchen geworden bin, das in derben Kleidern umhergeht und die beiden alten und kranken Frauen versorgt. Ich dachte an meine Schwester, die im Hause meines Vaters die Verwundeten pflegt und stolz und abfällig von

Cilly und den anderen Mädchen spricht, die in seidenen Kleidern spaziergehen und auf den Bällen der Franzosen tanzen. Seit sechs Wochen liegen die Franzosen nun in der Stadt. Der Vater wollte das Haus nicht verlassen, und meine Schwester Margret ist bei ihm geblieben.

Neulich habe ich Cilly besucht.

«Du hast aber Mut», sagte sie. «Kommst von der anderen Seite nach hier!»

Sie sah so gepflegt aus und duftete betäubend nach einem französischen Parfüm.

Mut! — Als ob ich leben könnte, wenn ich nicht wenigstens einmal in der Woche nach Hause kommen könnte.

Ich ging durch die Weiden, manchmal musste ich über einen Zaun steigen oder durch eine Hecke schlüpfen.

Dann stand ich am Fluss. Er bildet die Grenze zwischen hüben und drüben. Der kleine Kahn lag versteckt im Schilf. Ich stieg vorsichtig ein, lauschte nach der anderen Seite und versuchte die Konturen drüben zu erkennen. Nichts Fremdes war zu sehen. Die Schatten der gespenstigen Kopfweiden waren mir vertraut, und dahinter erstreckten sich wieder dunkle Wiesen.

Der Wind streifte über das Wasser, es plätscherte so heimlich und vertraut, es floss dahin, mächtig und ruhig, immerzu, immerzu.

Ich löste die Kette und stiess vom Ufer ab. Leise klatschte das Wasser unter den Rudern. Scharf stiess das Boot auf den Landepfahl des anderen Ufers. Ich warf die Kette darum und stieg ans Land. Flussaufwärts schimmerten in weiter Ferne die roten Wachtfeuer der Franzosen an der Brücke. Ich ging schnell und vorsichtig, schlüpfte durch einen Zaun. Bei Holthusens Garten wartete René auf mich. Es war ein Spiel mit dem Tode, ich wusste es, und es würde in der kommenden Nacht das gleiche Spiel sein, aber was kümmerte es mich.

Eine dunkle Gestalt stand plötzlich vor mir. Ich erschrak fast zutode und glaubte umzusinken. Ich habe also doch Angst, dachte ich. Der Fremde zog mir die Kapuze von den Haaren und fragte: «Christine?» Es war René!

Wie kommt es, dass du schon hier auf mich wartest?»

«Ich war in Sorge», sagte er. «Setz' die Mütze wieder auf.» Ich zog gehorsam die Mütze über den Kopf.

«Wie geht es dem Vater?»

«Er hatte in der letzten Woche weniger zu tun. Die Schiesserei lässt nach.»